

Wie Ultraorthodoxe den Judenstaat zerstören

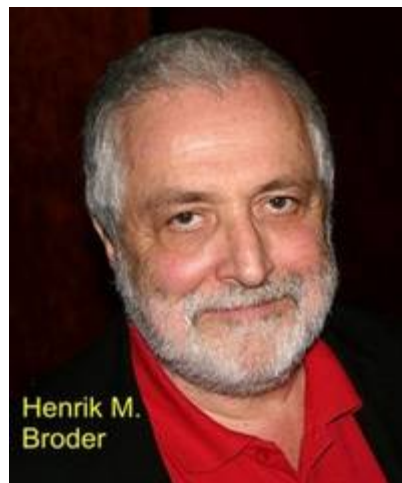
Welt-online, Henryk M. Broder am 13.01.2012

Nur zehn bis 15 Prozent der Israelis sind orthodox. Aber sie gewinnen stetig an Einfluss und erodieren die demokratische Kultur. Eine Anklageschrift.

Der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, hat vor Kurzem in einem Interview gesagt, er glaube nicht, dass Israel auf einen Kulturkampf zusteure.

Graumann hat recht: Der Kulturkampf ist bereits voll entbrannt.

Es ist eine Frage der Perspektive: Von den Hotels an der Tel Aviver Strandpromenade sieht man das Meer, den Himmel, die Sonnenanbeter, und wenn man dann noch in den Nachrichten hört, American Airlines habe Tel Aviv zum weltweit beliebtesten Reiseziel für Homosexuelle erklärt, kann man sich zufrieden zurücklehnen: Der „Judenstaat“ ist zwar nicht ganz so geworden, wie Theodor Herzl sich ihn vorgestellt hat, aber verglichen mit allen seinen Nachbarn kann er sich sehen lassen, eine Oase der Freiheit und der Menschenrechte.



Der Staat ist ihnen ein notwendiges Übel

Wer aber mit dem Auto ein paar Kilometer in nordöstlicher Richtung fährt, nach Bnei Brak, dem bietet sich ein vollkommen anderes Bild, wie er es nur aus Bildbänden und Ausstellungen über das Leben der Juden in Osteuropa vor dem Zweiten Weltkrieg kennt.

In Bnei Brak leben etwa 160.000 Menschen, fast alles orthodoxe Juden, die sich im Alltag nach den Geboten und Verboten der Thora richten. Der Staat ist für sie entweder ein notwendiges Übel, mit dem sie sich arrangieren, oder ein Dienstleister, der Müll einsammelt und Kindergeld zahlt.

Wenn sie zu den Wahlen gehen, wählen sie zu über 80 Prozent orthodoxe Parteien, die im Grunde apolitisch und bereit sind, sich an jeder Regierung zu beteiligen, solange diese die unproduktive Lebensweise der Orthodoxen durch staatliche Beihilfen subventioniert.

Nach Bnei Brak verirren sich keine Touristen, und auch die meisten Israelis kennen den Ort nur aus Fernsehberichten über Straßenkrawalle, wenn etwa Ambulanzen, die am Schabbat eine Fahrt durch Bnei Brak riskieren, mit Eiern, Obst und Steinen beworfen werden.

Tel Aviver machen einen Bogen um Bnei Brak

Dennoch könnte man meinen, das weltliche und das religiöse Israel kämen so gut miteinander aus wie die zwei Seiten einer Medaille, die sich niemals begegnen. Die Tel Aviver machen einen Bogen um Bnei Brak, und die Bnei Braker meiden den Sündenpfuhl vor ihrer Tür.

In der letzten Zeit scheinen sich aber die Gewichte zugunsten der Orthodoxen zu verschieben. Nicht weil sie, wie oft behauptet wird, mehr werden; ihr Anteil an der Bevölkerung liegt bei zehn bis 15 Prozent (von 7,7 Millionen Einwohnern), sie bekommen zwar mehr Kinder als säkulare Israelis, was aber nicht bedeutet, dass diese Kinder die Lebensweise ihrer Eltern fortführen. Es wandern weit mehr Orthodoxe zu den Säkularen ab als umgekehrt.

Das wachsende Selbstbewusstsein der Orthodoxen, die sich nicht damit zufriedengeben, in ihren Enklaven nach ihrem Gusto zu leben, sondern der Gesellschaft ihren Willen aufzwingen wollen, könnte auch ein Kollateralschaden des arabischen Frühlings sein, der die Moslembrüder und die Salafisten nach oben spülte, denen sich die orthodoxen Juden in Sitte und Moral viel näher fühlen als den „dekadenten“ weltlichen Israelis.

Es ist ein schleichender Prozess, so als würde man die Raumtemperatur langsam absenken, bis irgendwann der Gefrierpunkt erreicht ist und sich alle wundern, wie es so weit kommen konnte.

Die in den Bussen sitzenden Ultraorthodoxen reagierten nicht, es gab keine Zwischenfälle. In Jerusalem zum Beispiel gibt es direkt am Jaffa-Tor zur Altstadt ein großes, unterirdisches Parkhaus, das von der Stadt betrieben wird. Am Schabbat bleibt das Parkhaus zu, während Tausende von Israelis, die es mit ihren Familien in die Altstadt zieht, verzweifelt nach einem Parkplatz suchen. Sie drehen dann Runde um Runde, um schließlich, völlig entnervt, ihre Autos irgendwo abzustellen, womit sie das Verkehrschaos nur noch weiter verstärken.



Ultraorthodoxe Juden haben sich bei einer Demo Judensterne angesteckt

Die Orthodoxen im Rathaus von Jerusalem haben diese Regelung durchgesetzt, weil sie der Ansicht sind, Juden sollten am Schabbat nicht Auto fahren, sondern daheim den Allmächtigen preisen. Noch weltfremder könnte eine politische Entscheidung nicht sein, aber die weltlichen Israelis nehmen sie fluchend hin wie einen verregneten Feiertag.

Als "Dani, der Bäcker" spurlos verschwand

Am Rande des Viertels Mea Shearim in Jerusalem, das von antizionistischen Orthodoxen bewohnt wird, die den Staat Israel nicht anerkennen, gibt es eine Bäckerei, die bei Sonnenuntergang auf- und erst im Morgengrauen zu-macht. Sie war lange Zeit der Mittelpunkt des Jerusalemer Nachtlebens. Wenn alle Cafés schon geschlossen wa-ren, fuhr man noch zu „Dani, dem Bäcker“, um frische Croissants, Mohnschnecken, Quarktaschen und Schokoku-chen zu kaufen. Allein vom Geruch konnte man schon high werden.

Dani, der Bäcker war nicht orthodox, nicht einmal fromm, aber er nahm auf seine Nachbarn Rücksicht. Am Frei-tagabend, zu Beginn des Schabbat, blieb die Bäckerei zu und machte erst wieder auf, wenn der Ruhetag vorbei war. Allerdings, Dani fing schon vorher hinter geschlossenen Türen mit dem Backen an, was den Orthodoxen na-türlich nicht verborgen blieb.

Eines Tages war Dani nicht mehr da, und diejenigen, die nun hinter der Theke standen, mochten keine Auskunft darüber geben, vom wem und unter welchen Umständen sie den Laden übernommen hatten.

Eine kleine radikale Minderheit

Auch der Swimmingpool des Hotels „Diplomat“ im Stadtteil Talpiot wurde von den Orthodoxen übernommen. Als Erstes führten sie Männer- und Frauentage ein, was aus dem Familienbad eine moralisch vorbildliche Anstalt machte, die nur noch von Müttern mit Töchtern und Vätern mit Söhnen besucht wurde.

Nun kann eine kleine, radikale Minderheit immer nur so weit gehen, wie sie die große, bequeme Mehrheit gehen lässt. Warum also lassen sich die Israelis, ein störrisches, zur Anarchie neigendes Kollektiv, solche Eingriffe in ihr Leben gefallen?

Eine praktische und eine ideologische Erklärung bieten sich an. Die praktische geht so: Es gibt immer einen Aus-weg. Die Restaurants in Jerusalem bleiben am Schabbat zu? Macht nichts, wir fahren nach Abu Gosh, ein arabi-sches Dorf zehn Kilometer nordwestlich, und tafeln dort in einem arabischen Lokal. Es gibt am Schabbat keinen öffentlichen Nahverkehr? Macht nichts, wir rufen Onkel Schlomo an, der uns an den Strand fährt. Irgendwas geht immer.

Was für Touristen gewöhnungsbedürftig sein mag, ist für Einheimische normal: Der Anblick schwer bewaffneter Soldaten oder Polizisten vermittelt eher ein Gefühl der Sicherheit, als dass er beängstigt.

Denn, trotz Terror, Angst und Leid: Das Leben geht weiter – auch in Tel Aviv. Die ideologische Erklärung ist komplizierter. Das Verhältnis zwischen Säkularen und Orthodoxen ist von einer Asymmetrie geprägt. Die Säkula-ren erkennen an, dass die Orthodoxen einen Anspruch auf einen Platz am großen runden Tisch des Judentums ha-ben. Vielleicht auch zwei oder drei, weil sie das „authentische“, das historische Judentum vertreten. Die Säkularen zwingen niemand, am Schabbat auszugehen, aber sie möchten von niemand daran gehindert werden.

Den Orthodoxen sind solche Überlegungen fremd. Sie bekommen ihre Befehle direkt vom Allmächtigen, und der kann sich weder irren noch Ungehorsam zulassen. Ihre Haltung zur individuellen Freiheit kann man mit der christ-licher und moslemischer Fundamentalisten vergleichen, die sich ebenfalls als Vollstrecker göttlichen Willens ver-stehen.

Rabbiner gaben Rabin zum Abschuss frei

Gut, „unsere Taliban“ schicken keine Kinder mit Dynamit-Taschen auf den Weg ins Paradies. Aber: Bevor ein jü-discher Fanatiker Jizchak Rabin ermordete, hatten ein paar exzessiv orthodoxe Rabbiner in einer Art „Fatwa“ den „Verräter“ Rabin zum Abschuss freigegeben.

Die Gründung Israels ist das einzige positive Ereignis in der jüdischen Geschichte seit der Zerstörung des Zweiten Tempels. Ob es ein kurzlebiges Experiment bleibt oder aus der „Schicksalsgemeinschaft“ der Verfolgten eine normale Nation wird, hängt nicht nur von einer Einigung mit den Palästinensern ab. Noch wichtiger ist, ob es ge-lingen wird, die Orthodoxen in die Schranken zu weisen. Mit ihnen kann es keinen „territorialen Kompromiss“ geben.
